

GUNNA WENDT

»Waren wir doch Teile
voneinander«



GUNNA WENDT

»Waren wir doch Teile voneinander«

Geschichten von
berühmten Schwestern



Mit Illustrationen von Hannah Kolling

RECLAM 

Für meine Schwester Tina



Inhalt

Vorwort

Im Licht und Schatten der Öffentlichkeit

11

Beste Freundin und Herzensheimat

Zwei Schwestern und ihr geliebter Dichter

Caroline und Charlotte
von Lengefeld

17

Seite an Seite im Schloss

Annette und Jenny
von Droste-Hülshoff

29

Drei Schriftstellerinnen in einem Pfarrhaus

Charlotte, Emily und
Anne Brontë

41

Auf der Suche nach der verlorenen Freiheit
Sisi und Néné –
Kaiserin Elisabeth und Prinzessin Helene

55

Ein Zimmer für sich allein, ein Haus für die Freunde
Virginia Woolf und Vanessa Bell

67

»Lächle, bis Dich der Mund schmerzt!«
Alix und Ella – Zarin Alexandra und
Großfürstin Elisabeth

79

Frauen der Zukunft
Else und Frieda von Richthofen

93

Tätig Liebende
Lilja Brik und Elsa Triolet

105

Rollenspiele – im Leben und auf der Bühne
Liesl Karlstadt und Amalie Wellano

117

Komplizinnen, Konkurrentinnen, Kämpferinnen
Simone und Hélène de Beauvoir

133

Was will das Leben von mir?
Sophie Scholl und Inge Aicher-Scholl

145

Pflichtgefühl und Lebenslust
Königin Elisabeth II. und Prinzessin Margaret

157

Ein Gespenst namens Talent
Liselotte und Corinne Pulver

171

Im kalten deutschen Herbst
Gudrun und Christiane Ensslin

183

Auch Brüder brauchen
starke Schwestern

Herzesschwesterchen und Hanswurst
Nannerl und Wolfgang Amadeus Mozart

199

Geschwister der Nacht
Erika und Klaus Mann

211

Literaturhinweise

226

Dank

231

Rainer Maria Rilke

Die Schwestern

Sieh, wie sie dieselben Möglichkeiten
anders an sich tragen und verstehn,
so als sähe man verschiedene Zeiten
durch zwei gleiche Zimmer gehn.

Jede meint die andere zu stützen,
während sie doch müde an ihr ruht;
und sie können nicht einander nützen,
denn sie legen Blut auf Blut,

wenn sie sich wie früher sanft berühren
und versuchen, die Allee entlang
sich geführt zu fühlen und zu führen:
Ach, sie haben nicht denselben Gang.



Im Licht und Schatten der Öffentlichkeit

❖ *Schneeweißchen und Rosenrot* ist der Titel eines Märchens der Brüder Grimm über zwei ungleiche Schwestern, von denen die eine gerne in den Wiesen und Feldern herumspringt, während die andere lieber zu Hause bleibt und der Mutter etwas vorliest. »Die beiden Kinder hatten einander so lieb, dass sie sich immer an den Händen fassten, sooft sie zusammen ausgingen; und wenn Schneeweißchen sagte: ›Wir wollen uns nicht verlassen‹, so antwortete Rosenrot: ›Solange wir leben nicht.«

Doch irgendwann wird es dazu kommen, dass Schwestern das Ideal von der lebenslangen Gemeinsamkeit aufgeben, eigene Wege gehen und vielleicht den Verlust beklagen, den die Befreiung mit sich bringt. So wie die Schriftstellerin Virginia Woolf: »Wenn du nicht da bist, verschwindet die Farbe aus dem Leben, wie Wasser aus einem Schwamm; und ich existiere nur noch, trocken und staubig«, schreibt sie an Vanessa Bell, ihre drei Jahre ältere Schwester, und liefert damit eine der ungewöhnlichsten Liebeserklärungen, die in diesem Buch enthalten ist. Doch mag die Liebe auch noch so groß sein, fast immer

ist Rivalität mit im Spiel, wenn es um das Verhältnis von Schwestern untereinander geht. Das Besondere: So sehr zwei Schwestern auch miteinander konkurrieren, die tiefe schwesterliche Zuneigung bleibt davon unberührt. Die hier versammelten Porträts laden dazu ein, die Beziehung zwischen Schwestern in all ihren Variationen zu entdecken.

Ein besonderes Augenmerk liegt dabei auf der jeweils unbekannteren der beiden Schwestern. Eine davon ist Hélène de Beauvoir. »Meine lebhafteste Erinnerung, die erste Erinnerung, die sich unbewusst einschreibt, ist meine Schwester«, bekennt Simone de Beauvoirs jüngere Schwester. »Sie war unbestritten am wichtigsten, und ich habe mich immer an sie gehalten.« Doch die Jüngere war für die Ältere nicht weniger wichtig. »Ich hatte eine Gefährtin, meine Schwester, deren Rolle in meinem Dasein beträchtlich wurde, als ich etwa sechs Jahre alt war«, so Simone de Beauvoir. »Dank meiner Schwester – meiner Komplizin, meiner Untertanin, meinem Geschöpf – bestätigte ich mein unabhängiges Selbst.« Es sollte eine Weile dauern, bis sich die Jüngere aus dem Schatten der Älteren löst und ihren eigenen Weg einschlägt, doch später wird sie verkünden: »Feministin war ich lange vor meiner Schwester.« Eine ebenso mutige wie überraschende Aussage, wenn man bedenkt, dass sie sich auf eine Ikone der Frauenbewegung bezieht, deren 1949 erschienenes Werk *Le Deuxième Sexe* für Generationen von Frauen Aufklärung, Orientierung und Ermutigung bedeutete.

Voilà: 14 Schwesternpaare aus verschiedenen Zeiten und Epochen – und dazu zwei Schwestern, die mit ihren Brüdern eng verbunden waren. Manchmal steht eine Schwester so stark im Schatten der anderen, dass man kaum von ihrer Existenz weiß; manchmal stehen beide Schwestern im Licht der Öffentlichkeit und sind gleich präsent. Meist leben sie an verschiedenen Orten und sind in unterschiedlichen Bereichen tätig. Jede Beziehung ist einzigartig und unersetzbar. Schöner als Elsa Triolet in einem Brief an ihre Schwester

Lilja Brik lässt es sich wohl nicht ausdrücken: »Ich stelle mir vor, Du würdest durch eine andere Lilja ausgetauscht, eine neue, von der es heißt: hundertmal besser! Ich will aber nun mal keine bessere, ich liebe diese.« ❖

Gunna Wendt

Beste Freundin und Herzensheimat





Zwei Schwestern und ihr geliebter Dichter

Caroline und Charlotte von Lengefeld

❖ »Dass Sie und Caroline so gut zusammenstimmen, freut mich sehr; es ist überhaupt selten, dass Schwestern, die von früher Kindheit an in so viele Kollisionen kommen, bei entwickeltem Charakter einander etwas sind«, schrieb Friedrich Schiller 1788 an Charlotte von Lengefeld.

Charlotte, geboren 1766, war die jüngere Tochter von Carl Christoph von Lengefeld, Oberforstmeister am Hof von Schwarzburg-Rudolstadt, und seiner Frau Luise, geborene von Wurmb. Charlotte wuchs zusammen mit ihrer älteren Schwester Caroline, geboren 1763, auf dem Heißenhof in Rudolstadt auf. Diese empfand das Leben in der »rückständigen« Kleinstadt als »tot und langweilig«. Jeder Tag sei wie der andere gewesen, Treffen mit Verwandten oder Bekannten, bei denen nur über Belanglosigkeiten gesprochen wurde, bildeten die einzige Abwechslung. Charlotte hingegen fühlte sich wohl in ihrem beschaulichen Zuhause. Stundenlang habe sie am Fenster gestanden und bei Glockengeläut in den Himmel geschaut, erinnerte sie sich. »Mein Horizont war frei. In der Ferne sahen wir schöne Berge und ein

altes Schloss auf dem Berge liegen, das oft das Ziel meiner Wünsche war.«

Den beiden Mädchen wurde eine fundierte und außerordentlich vielseitige Ausbildung zuteil, was Charlotte allerdings nicht besonders motivierte. »Ich lernte nicht gern«, gesteht sie in ihren *Erinnerungen aus den Kinderjahren*. Darin schildert sie ihren gewöhnlichen Tagesablauf: Schon früh am Morgen begann der Unterricht, den sie nicht mochte. Weder Schreiben noch Zeichnen noch Französischlernen interessierte sie. Doch am »allerunangenehmsten« war ihr die Tanzstunde. Sie konnte kaum erwarten, dass es Mittag wurde. Beim Essen im Kreis der Familie war der Vater der Mittelpunkt, der immer auch einige seiner ehemaligen Jagdfreunde einlud. Da er schon früh einen Schlaganfall erlitten hatte, konnte er das Haus nicht mehr ohne fremde Hilfe verlassen. Umso mehr freute er sich über die Berichte der Jäger. Charlotte liebte es, ihrem Vater zuzuhören, wenn er über seine Liebe zum Wald sprach. »Alles war ihm wichtig, jeder neuerworbene Baum vergrößerte sein Interesse.«

Nach dem Mittagessen wurde der Unterricht fortgeführt: Zuerst vom Geographielehrer, auf ihn folgte der »französische Sprachmeister«, dazwischen wurden Zeitungen gelesen und Briefe geschrieben. Dann endlich hatten die Mädchen frei. Bei schönem Wetter hielten sie sich im Garten auf, bei schlechtem zogen sie sich ins Haus zurück. Charlotte schaute gerne zu, wenn ihre ältere Schwester und eine Cousine, die mit im Haus lebte, »eine Art dialogisierter Romane« zum Besten gaben. Abwechselnd schlüpften sie in die Heldinnenrolle und spielten ihrem kleinen Publikum vor, was sie erlebt hatten. Diese Form der Darstellung übte einen »unendlichen Reiz« auf Charlotte aus. »Ich saß dabei und hörte alles an und war begierig, wie es enden würde. Wie alle Romane und Theaterstücke, so endete sich dieses auch immer mit einer Heirat.«

Das Abendessen wurde wieder gemeinsam mit den Eltern eingenommen. »Die Mädchen im Hause wurden versammelt; die Cousine

las einen Abendsegen; es wurde ein geistliches Lied gesungen; die gute Mutter segnete ihre Kinder ein, und so gingen wir gläubig zur Ruhe und erwarteten den anderen Morgen, um wieder so zu leben.«

Obwohl sie unter der Eintönigkeit litt, wusste Caroline die gute Ausbildung, die man ihr und ihrer Schwester zu Hause angedeihen ließ und die sie vor allem dem weitblickenden Vater verdankten, zu schätzen – genau wie die Nähe zur Kultur: Das Naturalienkabinett in Ludwigsburg, die Bibliothek in der Heidecksburg und das Sommertheater im Schlossgarten waren gut zu erreichen.

Im Herbst 1775 starb der Vater an den Folgen eines weiteren Schlaganfalls. Seine beiden Töchter waren sich einig, dass er sie mit »seiner klaren und weiten Weltansicht« zum Selbstdenken angeregt hatte – das war sein Vermächtnis. »Die Welt, die wir uns hinter unsern blauen Bergen dichteten, gewann im Lichtblick seines Verstandes feste Umrisse. Wir lernten zeitig fühlen, was wir suchen sollten«, heißt es in Charlottes *Erinnerungen*, die mit dem Tod des Vaters enden. Caroline betonte hingegen ihre eigene Bedeutung für das Gedenken an den Verstorbenen: »Der Tod entriss uns den Trefflichen, als ich dreizehn Jahre alt war; die jüngere Schwester nahm aus meinem reiferen Anschauungsvermögen die Züge seines Bildes auf, das sich ihr unmittelbar noch nicht hatte einprägen können.«

Carolines Selbstbewusstsein schloss jedoch Selbstkritik nicht aus. So fragte sie sich in ihren Aufzeichnungen: »Wenn alle Menschen so schnell von einer Empfindung zu andren übergehen als ich – welch ein unzuverlässiges Wesen ist da der Mensch?« Um ihren Phantasien nicht hilflos ausgeliefert zu sein, suchte sie nach einem festen Halt. Der Vater, der ihr diesen zumindest zeitweise geboten hatte, war nun nicht mehr da, die Mutter hatte wenig Verständnis für das Denken und Verhalten ihrer ältesten Tochter – die beiden Frauen waren einfach zu verschieden –, und Charlotte war zu jung. Mit ihren existentiellen Fragen, von denen Caroline sich bedrängt fühlte, blieb sie daher allein, wie ihren Aufzeichnungen zu entnehmen ist. Sie fühlte sich oft als Außen-

seiterin. So erzeugte zum Beispiel das überwältigende Naturereignis des Rheinfalls bei Schaffhausen in ihrer Seele nicht das nachhaltige Staunen, das sie erwartet hatte und bei den anderen Reisenden zu entdecken glaubte. »Ich war so trunken von dem herrlichen Anblick, dass ich, als ich eine Viertelstunde von demselben weg war, kein deutliches Bild mehr davon in meiner Einbildungskraft hatte«, wunderte sie sich. Es ist die Flüchtigkeit ihrer Wahrnehmungen und ihrer Gefühle, die sie ein Leben lang irritieren und von anderen Menschen isolieren sollte. Vielleicht war es diese Erfahrung, die sie an ihrem Lebensende das Fazit ziehen ließ: »Es lag ein unversiegbarer Quell der Heiterkeit, der Freude am Dasein in mir; ich hätte eins der glücklichsten Wesen werden können, und wurde sehr unglücklich.«

Zu dem emotionalen Schmerz, den der frühe Tod des Vaters den beiden Schwestern und ihrer Mutter zugefügt hatte, gesellten sich bald handfeste finanzielle Probleme, die sich durch die Verlobung der erst 16-jährigen Caroline mit dem wohlhabenden Rudolstädter Regierungsrat Friedrich Wilhelm Ludwig von Beulwitz lösen ließen. Er war acht Jahre älter als sie und sehr wohlhabend. Sie liebte ihn nicht, ließ sich jedoch ihrer Mutter zuliebe auf die Verbindung ein. Fünf Jahre später, als sie das passende Alter erreicht hatte, fand die Hochzeit statt.

Von Anfang an wusste Caroline, dass sie den falschen Mann geheiratet hatte. Es war nicht seine Schuld, sie hatte ihm nichts vorzuwerfen und charakterisierte ihn als ehrlich, edel und verständnisvoll. Doch sein Lebensentwurf stimmte in gar keiner Hinsicht mit ihrem überein. Ein häusliches Leben im Wohlstand war ihr zu wenig. Sie träumte davon, einen Salon zu führen, in dem sich illustre Gäste zum intellektuell anspruchsvollen Gespräch trafen.

Weiterhin wohnte sie in Rudolstadt eng mit ihrer Mutter und ihrer Schwester zusammen – ihre Häuser grenzten aneinander. Die beiden Schwestern sahen sich nach wie vor häufig. Sie besuchten die Naturliensammlung, das Kupferstichkabinett und die Bibliothek, wo sie Bü-

cher ausliehen, sie gemeinsam lasen und besprachen. »Oft erschienen wir uns selbst als verwünschte Prinzessinnen«, erinnert sie sich in ihrer Schiller-Biografie *Schillers Leben* (1830), »auf Erlösung aus dieser Einförmigkeit hoffend.« Besonders trostlos waren die Wintermonate.

Einer der wenigen Auswege aus der Gleichförmigkeit war die Korrespondenz mit ihrem Cousin Wilhelm von Wolzogen. Doch es sollte einige Jahre dauern, bis dieser mit einem Freund zu Besuch kommen und das Leben der beiden Schwestern radikal verändern würde.

An einem trüben Wintertag im Dezember 1787 trafen zwei bis zur Unkenntlichkeit in Mäntel eingehüllte Reiter in Rudolstadt ein. Den Schwestern erschienen beide fremd, so Caroline, dann entdeckten sie in einem der beiden Vermummten aber Wilhelm von Wolzogen, der ihnen seinen Schulfreund vorstellte: den Dichter Friedrich Schiller.

Von Anfang an war die Anziehung zwischen Caroline, Charlotte und Schiller eine gegenseitige: Er verliebte sich in beide Schwestern, und sie sich in ihn. »Ihre beiderseitige gute Harmonie ist ein schöner Genuss für mich, weil ich Sie in meinem Herzen vereinige, wie Sie sich selbst vereinigt haben«, sollte er später Charlotte gestehen.

Bereits im nächsten Jahr folgte er Charlottes Einladung, eine Weile bei ihnen auf dem Land zu leben und zu arbeiten. Sie besorgte ihm eine Wohnung im Nachbarort Volkstedt – und Schiller fühlte sich wohl: »Es war ein gar lieblicher, vertraulicher Abend, der mir für diesen Sommer die schönsten Hoffnungen gibt«, schrieb er am 26. Mai 1788 an Charlotte. »Mehr solche Abende und in so lieber Gesellschaft – mehr verlange ich nicht.« In einem Brief an seinen Freund, den Schriftsteller Christian Gottfried Körner, vermutete er, dass ihm die »Trennung von diesem Hause« schwerfallen werde, weil er »durch keine leidenschaftliche Heftigkeit, sondern durch eine ruhige Anhänglichkeit«, die sich nach und nach entwickelt habe, daran gebunden sei. »Mutter und Töchter sind mir gleich lieb und wert geworden und ich bin es ihnen auch.«

Um ihnen noch näher zu sein, zog Schiller im August von Volkstedt nach Rudolstadt. Erst im November reiste er zurück nach Weimar und meldete sich umgehend bei den Schwestern mit den Worten: »Ich kann mir nicht einbilden, dass alle diese schönen seelenvollen Abende, die ich bei Ihnen genoss, dahin sein sollen; dass ich nicht mehr wie diesen Sommer meine Papiere weglege, Feierabend mache, und nun hingehe, mit Ihnen mein Leben zu genießen.« Körner erklärte er rückblickend, er habe im letzten Sommer bei den Schwestern in Rudolstadt »Herzlichkeit, Feinheit und Delikatesse, Freiheit von Vorurteilen« erfahren sowie sehr viel Sinn für das, was ihm lieb und teuer sei. Es habe ihm gutgetan, mit Menschen zusammen zu sein, »denen die Freiheit des andern heilig ist.«

Im August 1789 schlug Caroline Schiller vor, ihre Schwester zu heiraten. Sie hatte erkannt, dass Schiller Charlotte favorisierte, und ermutigte ihn, ihr einen Heiratsantrag zu machen. Auf diese Weise ließe sich ein Zusammenleben zu dritt am besten realisieren. Schließlich hatten sie in diesem Sommer viel Zeit miteinander verbracht und sich dabei sehr glücklich gefühlt. Sowohl Schiller als auch Charlotte erklärten sich einverstanden. Auch nach der Verlobung fuhr er fort, beiden Schwestern zu schreiben. Er versicherte Charlotte, dass seine Liebe zu Caroline ihr nichts von seiner Liebe nehme; die ältere Schwester, schreibt er, »habe zwar mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte – aber ich wünschte nicht um alles, ... dass Du anders wärest als Du bist. Was Caroline vor Dir voraus hat, musst Du von mir empfangen; Deine Seele muss sich in meiner Liebe entfalten, und *mein* Geschöpf musst Du sein ...«

Schiller fand es verlockend, sich nicht auf einen einzigen Menschen beschränken zu müssen, sondern jeder der beiden Schwestern liebend gerecht zu werden. Sie sollten sich nicht als Rivalinnen verstehen, sondern als um ihrer selbst willen Geliebte. Dabei konnte er verschiedene Facetten seiner Persönlichkeit ausleben. Wenn er an Char-

lotte schrieb, wählte er andere Worte als bei Caroline. Nicht selten wandte er sich an beide:

Möchten Sie, oder möchte vielmehr das Schicksal Sie beide nie weit auseinanderführen, wenn es möglich ist. Es ist gar nieder-schlagend für mich, wenn ich Sie mir getrennt denke, weil ich dann immer eine, wo nicht beide, entbehren müsste. Auch Sie würden einander sehr fehlen und nicht mehr ersetzen.

Die Gleichzeitigkeit war ein wichtiges Element dieses ungewöhnlichen Dreierbundes. Niemand wurde bevorzugt, Wertungen fanden nicht statt. Schiller betonte, »dass ich dem andern nicht entziehe, was ich dem einen bin. Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter Euch – und immer liebevoller kommt sie von einem zu dem andern zurück.« Sich selbst verstand er als »Stern, der nur verschieden widerscheint aus verschiedenen Spiegeln«.

Verschieden waren auch die Liebeserklärungen der beiden Schwestern an ihn: »Mögen Sie immer gute und frohe Geister umschweben und die Welt in einen schönen Glanz sie einhüllen lieber Freund«, wünschte Charlotte. »Ich möchte Ihnen gern sagen, wie lieb mir Ihre Freundschaft ist und wie sie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Sie wissen, dass ich wenig Worte finden kann, meine Gefühle zu erklären, und sie andern deutlich zu machen.« Dennoch hoffe sie, dass er so oft wie möglich von sich hören ließe, damit ihr der »Gang seines Geistes« nicht fremd werde und sie ihm folgen könne.

»Ach, ich kenne keinen Ersatz für das, was Sie meinem Leben gegeben haben«, schwärmte Caroline. »So frei und lebendig existierte mein Geist vor Ihnen. So wie Sie hat es noch niemand verstanden, die Saiten meines innersten Wesens zu rühren – bis zu Tränen hat es mich oft bewegt, mit welcher Zartheit Sie meine Seele in trüben Momenten gepflegt, getragen haben.«

Immer wieder beschwört Schiller in seinen Briefen an die Schwestern ihren Dreierbund:

Meine Seele ist jetzt gar oft mit den Szenen der Zukunft beschäftigt; unser Leben hat angefangen, ich schreibe vielleicht auch, wie jetzt, aber ich weiß euch in meinem Zimmer, Du, Caroline, bist am Klavier und Lottchen arbeitet neben Dir, und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, seh ich euch beide.

Nun galt es, die Mutter der beiden angebeteten Schwestern zu informieren und um ihre Genehmigung zu bitten. Wie schon bei der Aufforderung an Schiller, um Charlottes Hand anzuhalten, ergriff auch diesmal Caroline die Initiative. Ihre Mutter zeigte sich »erschüttert.« Die Überraschung sei groß gewesen und habe sie sprachlos werden lassen, so dass sie zu keiner Antwort fähig gewesen sei. Doch nach kurzer Überlegung hatte sie zugestimmt, nicht ohne sich bei ihrem zukünftigen Schwiegersohn nach seinen finanziellen Verhältnissen zu erkundigen. Er hatte zwar vor kurzem bereits eine Professur in Jena erhalten, doch diese war nicht dotiert. Als ihm vom Herzog von Weimar allerdings ein festes Gehalt versprochen und vom Herzog von Sachsen-Meiningen der Titel eines Hofrats erteilt wurde, war der letzte Hinderungsgrund aus dem Weg geräumt. Am 22. Februar 1790 wurden Charlotte und Schiller in der Dorfkirche von Wenigenjena im Beisein von Charlottes Mutter und Schwester getraut. Sie feierten das Ereignis zu viert in Schillers Wohnung.

Im Jahr nach der Hochzeit erkrankte Schiller schwer an einer Lungenentzündung, zu der noch eine Rippenfellvereiterung und eine Bauchfellentzündung kamen. Er sollte nie wieder ganz gesund werden.

1793 wurde das erste Kind, Karl, geboren. Es folgten 1796 Ernst, 1799 Caroline und 1804 Emilie. Nach der Geburt der kleinen Caroline wurde Charlotte schwer krank: Nervenfieber mit Wahnvorstellun-

gen, Delirien und Apathie. Außer ihrer Mutter und ihrem Ehemann wollte sie niemanden sehen – überraschenderweise auch nicht ihre Schwester.

Caroline trennte sich 1794 von Beulwitz. Anstatt sich scheiden zu lassen, wurden sie nach 10-jähriger ›ehelicher Unverträglichkeit‹ in den Stand der Ehelosigkeit zurückversetzt. Das eröffnete beiden die Möglichkeit, ohne Probleme eine neue offizielle Verbindung einzugehen. Caroline tat das noch im selben Jahr: Sie heiratete Wilhelm von Wolzogen, mit dem sie sich seit ihrer Jugend eng verbunden fühlte. Schiller äußerte sich abfällig darüber. Er fand die Eheschließung seines Freundes mit seiner Schwägerin übereilt, so dass er sich nicht imstande fühlte, ihr seinen Segen zu geben. Vor allem vermisste er bei ihr den Wunsch, ihren Ehemann glücklich zu machen, was er für die erste Pflicht einer Ehefrau hielt. Darüber hinaus bemängelte er Carolines Unbeständigkeit und Flatterhaftigkeit. Auch Charlotte missbilligte den Lebenswandel ihrer älteren Schwester: »Sie liebte so oft, und doch nie recht; denn wahre Liebe ist ewig wie das Wesen, aus dem sie entspringt. Und eben, weil sie nicht liebte, sucht immer das Herz noch einmal die Sehnsucht zu stillen.«

1795 brachte Caroline ihren Sohn Adolph zur Welt und gab ihn in die Obhut einer Pflegestelle. Erst als Wilhelm durch Vermittlung Schillers als Kammerherr und Kammerrat in Sachsen-Weimarische Dienste trat, nahmen er und Caroline ihren Sohn wieder zu sich. Sowohl der tatsächliche Geburtstermin Adolphs als auch die Vaterschaft warfen Fragen auf und boten Anlass zu verschiedenen Mutmaßungen, die Caroline souverän aus dem Weg räumte. Weimar wurde zu ihrem Lebensmittelpunkt, sie tauchte in das vielfältige kulturelle und gesellschaftliche Leben der Stadt ein, hatte einige Affären und begann zu schreiben. Schiller veröffentlichte 1796 ihren Roman *Agnes von Lilien* in seiner Zeitschrift *Die Horen* als Fortsetzungsroman. Anonym – so dass das Rätselraten begann. Sogar Goethe wurde als Autor vermu-